

wird und dadurch bekannt ist, daß ihn der Mangel einer deutschen Flotte nicht hinderte, deutsche Seeromane zu schreiben, die sogar einigen Ruhm erlangt haben. Den lokalen Boden der vorliegenden Erzählung deutet schon der Titel an. Nur erwähnt seien hier noch, als nicht eigentlich der Kritik zu unterwerfen, die Wiener Verlagsarbeiten: „*Hu-har-en-Bilder, gezeichnet von Henricus Niger*“, worunter man jedoch nicht wirkliche Bilder, sondern Verse zu verstehen hat; so wie die oft erwähnten „*Abendstunden*“, die der Verein für Volkschriften-Verbreitung herausgibt. In den zwei Heften, die wieder vorliegen, machen sich die Aufsätze von L. Fürstedler „über Witterungskunde und über die Kunst Quellen aufzufinden“ besonders bemerkenswert.

Wiener Belletristik! Bei dem Aufschwung aller intellektuellen Verhältnisse in Österreich wird es bald nicht mehr nöthig sein, die Thätigkeit des Wiener Buchhandels auf diesem Gebiete als eine ungewohnte hervorzuheben; sie wird sich der regen buchhändlerischen Betriebsamkeit im übrigen Deutschland auch auf diesem Felde anschließen.

Hieronymus Form.

Das Pflanzenleben der Donauländer.

Von A. Kerner.

(Innsbruck bei Wagner, 1863.)

(Schluß.)

Im zweiten bis vierten Abschnitt hat der Verfasser einzelne Partien als Repräsentanten der großen Regionen zum Gegenstand der Betrachtung gemacht. Er wollte ja dem Leser nicht Verallgemeinerungen bieten, die mit ihren zahlreichen Belegen an Pflanzenlisten und kritischen Erörterungen den Fachjournalen zugehören, sondern lebensvolle Bilder, in denen physiognomische Darstellungen mit den Resultaten der Forschung über die Entwicklung der Formationen zu einem ansprechenden Ganzen verwebt sind.

So sieht er in den Abschnitt „Karpathen“ das Biharagebirge an der ungarisch-siebenbürgischen Grenze — den Bihar, wie es die Ungarn nennen — von dem er schon im Jahre 1859 schöne Beschreibungen geliefert hat und welches vor dem ein botanisch beinahe unbekanntes Gebiet war¹.

Das hercynische Gebirgsystem ist durch das Waldviertel im österreichisch-mährischen Plateau vertreten: die Szenerie zum vierten Abschnitt ist

¹ Kerner so wie seine Reisegefährten in diesem Gebiete haben in ihren Schriften darüber die rumänischen Ortsnamen in neu romanischen Schreibweise angeführt, weil die auf den Karten gebrauchlichen Namen zunächst magyaristische Entstellungen sind, die dem Charakter beider Sprachen widerstreben. Die magyarische Sprache hat, wie und bedeutender sprachlicher mittheilten, sehr viele rumänische Elemente in sich aufgenommen; die rumänische dagegen ist während der Bildungsperiode des magyarischen Idioms von reciproken Einnommungen frei geblieben. Die Rehabilitierung der rumänischen Namen möchte also wohl im Interesse beider Nationalitäten gelegen sein.

betreff's der Kalkalpen als dem Tiroler Achenthal, für die Centralkette aus der Döbthaler Gruppe genommen, also aus des Verfassers gegenwärtigem Arbeitsgebiet, welches sich durch seine westliche Lage in jeder Beziehung zum Ausgangspunkte für pflanzengeographische Untersuchungen über die österreichischen Alpen eignet.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier die Behandlung jedes dieser Abschnitte zu besprechen. Ein so schön geschriebenes und so lehrreiches Buch läßt sich überhaupt nicht durch Excerpte bekannt machen. Noch weniger möchte das botanische Skelet von Artenlisten, die der Verfasser selber in die Beilage „Erläuterungen und Zusätze (S. 281 bis 319)“ verwiesen hat und deren kritische Beleuchtung der Referent fundigeren Federn überlassen muß, dem Zwecke entsprechen. Wir begnügen uns also mit der Bezeichnung einzelner Memente, welche uns vortrefflich geeignet scheinen, den mehrseitigen Werth des Buches anzudeuten.

Die Wahl des Biharagebirges hing nicht nur von dem Umstande ab, daß es der Verfasser in zwei Vegetationsperioden sehr genau kennen gelernt hat, sondern auch davon, daß es der am weitesten östlich gelegene Gebirgswall Ungarns ist, wo sich die Gegensätze der Karpathischen zur alpinen Flora in der Menge von orientalischen Beimischungen und im Mangel westlicher Arten am schärfsten aussprechen müssen. Die sind denn auch im hohen Grade merklich und in jedem Vegetationsgürtel vermöchte der Verfasser zahlreiche Formen nachzuweisen, die nur vom ferien Osten und Südosten herstammen.

Ohne hier auf den Reichthum in Beobachtungen einzugehen, die der Verfasser auf den Schiefergebirgen, den Kalksteinplateaus und den trachytischen Stöcken des Biharia gemacht hat, wollen wir blos bei einem Punkte von eben so hohem geologischen als botanischen Interesse verweilen. Es ist dies die Besprechung der *Nymphaea thermalis* C. deren ursprüngliches Vorkommen in der Therme (Büdapestbad) von Großwardein, dem einzigen Standort dieser Pflanze auf europäischem Boden, eben so entschieden behauptet wird, wie ihre Identität mit der Lotosblume des Nil (S. 117 und f.). In Anbetracht der geringfügigen, zumeist nur in der Behaarung der Lotosblätter und in kleinen Differenzen der Randsbildung gelegenen Unterschiede beider Pflanzen dürfte die Einerleiheit derselben von Fachmännern kaum mehr bezweifelt werden, am allerwenigsten von Pflanzengeographen, die nach Feststellung der wahren Verbreitungsbereiche und der Mittelpunkte der einzelnen Arten einer Sippe, so vielfach genöthigt sind, die große Anzahl sogenannter Species auf wenige Stammarten zurückzuführen. Ein Anderes ist es mit der autochthonen Natur der Großwardeiner Thermenrose, welche der Verfasser als „lebten in dem warmen Wasser enthaltenen Rest einer Pflanzenschöpfung“ auffaßt, „die in längst verschwundenen Perioden das ungarische Becken bevölkerte“. Im vorhinein wäre gegen das tertiäre Alter dieser Species — denn nur in der Miocenperiode ließen sich die beiden so weit entlegenen Standorte als Punkte eines Verbreitungsbereiches auffassen — wenig einzuwenden. Manche geologische Betrachtungen sprechen sogar zu Gunsten dieser Annahme. In derselben Therme von Großwardein lebt eine in mehreren österreichischen Thermalwässern gemeine Schwimmischnecke, die der *Neritina*

picta Fér., einer schon in den älteren Miocenschichten unserer Becken häufig vorkommenden Art, ziemlich nahe steht. Thermen und mäßig warme Süßwassersteiche scheinen an den Gebirgsgrändern und auf den Inseln in allen geologischen Zeiträumen seit der Entstehung des ungarischen und des Wiener Beckens weit verbreitet und stellenweise der eigentliche Wohnsitz miocener Meritinen gewesen zu sein. In der Diluvialperiode haben sie in Ungarn mächtige Spuren zurückgelassen und an einzelnen Punkten eine so hohe Temperatur erreicht, daß sich anstatt des Kalkspates Aragonit (Erbsenstein) darin absezten konnte¹. Die Lotospflanze würde also weder im zweiten und im dritten Abschnitte der Miocenperiode günstiger Fortpflanzungsstätten noch während der kalten Diluvialzeit geeigneter Zufluchtsorte entbehrt haben. Doch fehlt es noch gänzlich an fossilen Resten, welche die Existenz derselben auf unserem Boden während der Miocen- und der Diluvialperiode beweisen würden². Neben dieser ist die Verpflanzung der Lotos nach Ungarn durch römische Truppen von egyptischem Cult, von dem ja genugsam deutliche Reste gefunden wurden, so wahrscheinlich, daß das Gegentheil nur durch unzweifelhafte Thatsachen erwiesen werden kann. Wir bedauern deshalb, daß der Verfasser (in den Noten) die Gründe nicht angedeutet hat, welche ihn zu jenem so entschieden lautenden Ausspruch über diese wichtige Streitfrage geführt haben. Hoffentlich wird dieselbe durch die Monographie der Gattung *Nymphaea*, welche Caspari vorbereitet und welche, wie uns die Wiener Autoritäten mittheilen, demnächst erscheinen soll, ihrer Lösung näher geführt werden.

Reizend geschrieben ist der Artikel über die rumänischen Alpen in und über der Nadelholzregion des Bihariagebirges. Wir dürfen freilich beim Leser nicht jene Theilnahme voraussetzen, welche der Schreiber dieser Zeilen als Genosse des Verfassers auf mancher Wanderung durch jene schöne Wildnis für die Schilderung derselben empfindet, wohl mag es jeden Kenner des deutschen und westromanischen Alpenlebens interessiren, daß verzerrte Spiegelbild desselben im rumänischen Hochgebirge kennen zu lernen (S. 135 und f.). Überhaupt möchten wir gerne dem immer gegen Ischl und Salzburg gerichteten Zug der Gebirgswanderer eine andere Richtung geben, Touristen, Landschaftsmaler und Beobachter von Land und Leuten einerseits nach den Krainer Alpen, anderseits zu der Tatra und nach dem Biharia lenken. Dem von Eisenbahnen durchzogenen Neu-Destreich will es gar nicht wohl anstehen, daß man immer fort im Anblick der grünen Seen und der schäumenden Wasserfälle unserer Nordalpen schwelge. Man möge von Zeit zu Zeit die wasserlosen Thäler betreten, die zwischen himmelhohen Dolomitwänden zu den Gipfeln des Mangart und des Triglav führen, möge das ungarische Tiefland und die Grenzwälle Siebenbürgens besuchen, dort den südslawischen, hier den rumänischen

¹ Nach einer noch nicht publizirten Beobachtung von Herrn S. Rössner in der Kalktuffplatte des Drsner Gestungsberges.

² Die fossile Art *Nymphaea Charpentieri*, Heer (*Nelumbium nymphaeoides*, Ettingsh.) von Monte promina in Dalmatien, also aus einer Schichte, die in Ungarn stark verbreitet ist und eine beißen Ländtern gemeinsame (der Rüschkröte verwandte) Trionyxart enthält, hat ganzrändige Blätter und gehört, wie Heer selber erklärt hat, allem Anschein nach in die Gruppe der *Nymphaea alba*. Untere Nymphaeaceurenreste (Wurzelstücke, Früchte) dürften eine genaue Bestimmung der Art kaum zulassen.

Volkstamm in seinem Gebirgsleben und dazwischen das magyarische Element in seiner naturgemäßen und deshalb liebenswürdigsten Erscheinung studiren. Das gibt bei nahezu denselben Reisechwierigkeiten jedenfalls gennreichere und des gebildeten Deutschösterreicher's würdigere Ausflüge als das beständige Gedusel im Salzammergut, welches in den Wiener Salons zum Ueberdruß nachklingt und die Wände der Bildersäle mit ewigem Grün überkleiden will. In die Landschaftsmalerei mischen sich ja seit lange schon naturwissenschaftliche und bei starker Staatsfrage auch ethnographische Grundsätze. Die nordischen Seen und Fjorde, die Mitternachtssonne, der brasiliatische Urwald, die Araber in der Wüste, die egyptischen Tempel werden mit hohem Interesse betrachtet. Wie lange sollen die Schönheiten unseres vielgestaltigen Oesterreichs noch unbekannt bleiben und wie lange will unser deutsches Volk nebst den politischen Ueberzeugungen auch die Kenntniß von Land und Leuten aus Tagesblättern schöpfen?

Wir wollen hoffen, daß die tief empfundenen Naturbeschreibungen in diesem Buche, von denen wir manche der Wirkung nach dem schönsten Achenbach oder Galame gleichstellen möchten, die Lust an Reisen nach jenen Ländern wach rufen helfen und daß sich die Ueberzeugung mehr und mehr bestätige, der gebildete, politisch denkende Deutsch-Oesterreicher müsse vor allem ganz Oesterreich kennen.

Auch das herznische Waldgebirge, von dem der Verfasser den südöstlichen Theil, das eigentliche „Waldviertel“, zum Gegenstand seiner Studien gemacht (S. 147 bis 200), ist eine eigenthümliche, der großen Mehrzahl unserer Landsleute völlig fremde Welt.

Diese ungeheuren Granitstücke mit ihrer welligen Oberfläche, ihren tiefen, an malerischen Felsformen reichen Thaleinschnitten, mit ihren stellenweise von der Kultur noch wenig berührten Buchen- und Madelholzwäldern haben einen hohen, für den Anwohner des Kalksteingebirges ganz neuen Reiz. Erstreckt man die Wanderung weiter gegen Westen in das „Mühlviertel“ und steigt man von der hier viel schmäleren Plattform des Granitmassiv's empor zu den Höhen des Böhmerwaldes, um einerseits die lange Kette der österreichisch-bairischen Kalkalpen im vollen Glanz der Morgensonne zu bewundern, anderseits in die dunklen moorigen Gründe des Moldauthal's hinunterzublicken, so wird jeder Naturfreund gerne gestehen, ein Morgen auf dem Plöckenstein und Dreisesselberg oder drüber am Sauerling und Burgstein sei einen Morgen am Schafberg oder auf der Zwieselalpe reichlich werth. Wer in Oesterreich hat von der Granitlandschaft, von ihrer unendlichen Frische, Ruhe und Klarheit einen richtigen Begriff, wer vermag Ad. Stifter's schöne Hochwaldstudie im Lesen recht zu genießen oder vermag — um auch die ernste Seite zu berühren — die natürlichen Grundlagen jener Länderverbindung zu verstehen, die vor 6 Jahrhunderten in der großen Marchfeldschlacht blutig gekämpft wurde, wenn er nicht jene majestätischen Wälder durchwandert und von jenen Höhen einen freien Umlblick gewonnen hat über die Länder dies- und jenseits des böhmisch-mährischen Gebirges?

Was diesem Abschnitt einen hohen wissenschaftlichen Werth gibt, das sind die Resultate der Untersuchungen, die der Verfasser über die natürlichen Bedingungen des Waldes und über die auf einander folgenden Pflanzenformationen der Forste angestellt hat. Es liegt hier in der That eine kurzgefaßte Physiologie des mittel-europäischen Waldes vor, im vollsten Sinne des Wortes, verfaßt mit der Praxis des Forstmannes, mit der Detailkenntniß und dem Scharfschlag des gelehrten Botanikers, in der schwungvollen Sprache des gewandten Schriftstellers.

Das letzte Kapitel dieses Abschnittes, von der „Wachau“ handelnd, also von den Formationen und Kulturen im Donauthal zwischen den Abteien Möll und Göttweih, leitet der Verfasser ein durch Grillparzers schöne Verse:

. . . Es ist ein gutes Land.
Wo habt ihr dessen gleichen schon geschen?

Und fürwahr, es überkommt den Leser eine warme patriotische Stimmung, wenn er, nach 200 Seiten voll Belehrung und anmuthiger Beschreibung ferne- und naheliegender Theile des Reiches, dem Verfasser nun an die Nebenhügel der Donau folgt, an den gewaltigen Strom selber, der hier den südlichen Vorsprung der uralten böhmischen Gebirgsmasse nahezu durchbrochen hat und eben eulauken will durch das Tullner Becken in das Herz von Österreich. Man erinnert sich der hohen Bedeutung, welche dieses Thal im 12. und 13. Jahrhundert für die Kulturgeschichte von Mitteleuropa hatte, überspringt die geistige Eere und die Drangsalen der späteren Zeiten und mag wohl von dem Buche hier die Veranlassung nehmen, mit Pfeifer auszurufen: „Die frische, treibende, schaffende Volkskraft, die deutsche Denkart und Gesinnung . . . sie sind ungebrochen und unverloren, und mit ihrer Hilfe . . . wird Österreich, entsprechend seiner ruhnvollen Vergangenheit . . . die Versäumnisse dreier Jahrhunderte über kurz oder lang im Sturme einbringen!“ ¹.

Doch nicht der kulturhistorische Gesichtspunkt allein ist es, von dem aus der Wachau ein selbstständiges Kapitel gebührt, sondern vielmehr ihre pflanzengeo-graphische Bedeutung. Sie ist eben der Knotenpunkt des hercynischen, des alpinen und des pannonischen Vegetationsgebietes und insofern weicht die Verbreitung der Gewächse ab von der geologisch-geographischen Gestaltung des Reiches, daß diese drei Gebiete nicht im Wiener Becken, sondern einzigt und allein in der krystallinischen Felsenenge des Donauthales ihren Grenz-, richtiger Vereinigungspunkt finden konnten. In Zukunft mag die pannonische Vegetationsgrenze allerdings noch weiter nach Westen gerückt werden. Da jedoch dieses Vordringen des Oстens nur durch eine stärkere Ausdehnung unseres österreichischen Klimate's, d. h. durch eine noch weiter getriebene Neutung, begünstigt werden könnte, so wünschen wir von Herzen, daß die Frische unserer Wälder dem anderen Verbreitungsfaktor der Steppenflora, dem gesteigerten Verkehr der östlichen und westlichen Völker, stets das Gleichgewicht halten und daß die Wachau ihre ganze pflanzengeographische Bedeutung bewahren möge.

¹ Vortrag in der feierlichen Eröffnung der k. Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1862.

In der ersten Hälfte des vierten Abschnittes (S. 200 bis 250) gibt es für Alpenfreunde — und solche sind die Leser dieses Blattes in der Mehrzahl — so viel des Interessanten, daß wir hier selbst auf die Berührung einzelner Kapitel verzichten müssen. Wir wüßten nicht, sollen wir der Alpenrosen- oder der Azaleenformation, den Resten der Zirbelkieferbestände, deren Austrottung das Land schon Ursache hat zu betrauern, oder der Legföhre, den Wäldern mit der schattenliebenden Stechpalme, die dem religiösen Kultus als Opfer fällt, oder den Wiesenformationen die wenigen Zeilen widmen, die wir für die Besprechung des Buches noch in Anspruch nehmen dürfen. So können wir auch von der wichtigen geographisch-geologischen Schlussfassung (S. 239), in welcher die Noten mit dem Haupttext an Gründlichkeit und Eleganz wetteifern, nur das Hauptergebnis anführen. Durch das Studium der Schutthalde und der niederen Gesimse an den Gehängen um den Achensee und durch die Vergleichung jüngst bloßgelegter Stellen des Hochgebirges mit anderen, die im Verlaufe von mehr als einem Jahrtausend durch die normale Aufeinanderfolge der Pflanzenformationen eine Humusschicht von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß Dicke erlangt haben, ist der Verfasser zu einer genauen Gliederung dieser Formation und zu dem Schluß gelangt, daß „unter allen Massenverbindungen von Pflanzen, von den Niederungen am Nordfuße der Alpen an bis zu den höchsten Töchen der Centralkette nur die immergrünen Buschformationen der Ericineen als etwas Abgeschlossenes anzusehen sind“. Sie würden alle anderen Formationen, die Wiesen so wie die Wälder allmälig überwuchern, wenn nicht einerseits die Kultur, anderseits periodische (in der Natur des Gebirges gelegene) Elementareignisse den natürlichen Entwicklungsgang unterbrächen und seit uralter Zeit stets unterbrochen hätten. — Die dunstreiche Umgebung des Achensees mit ihren überraschend niedrigen Vegetationsgrenzen bot dem Verfasser zugleich das Bild des Pflanzenbestandes, der den Kalkalpenhältern in der Diluvialperiode durchgehends eigen sein mußte und von dem sich ferne draußen in der Flyschzone, wo an eine Verschleppung der Keime aus höheren Regionen nicht gedacht werden kann, an besonders luftfeuchten Stellen bedeutsame Inseln erhalten haben.

Hinter die Diluvialzeit kann die Pflanzengeographie der Alpen (an und für sich) nicht wohl zurückgreifen, wenn sie sich nicht allzuweit auf den Boden von Konjekturen begeben will. Diesseits derselben hat sich der Verfasser durch die wohlgefürzte Annahme einer wechselseitigen Wanderung der Verbreitung vieler Gewächse von den Gebirgen der Diluvialperiode über die Niederung, durch genaue Bezeichnung wichtiger Vertikalgrenzen und ihre Divergenz im weiteren Verlaufe, so wie durch den Nachweis mehrerer Tiefland-Species als Ergebnis der Wandlung aus Gebirgs-pflanzen ein nicht geringes Verdienst um die Wissenschaft erworben. Er fügt in diesem Buche dazu ein neues Verdienst, indem er diese wichtigen Lehren — die vom naturhistorischen auf den geologischen und physiologischen Standpunkt erhobene Wissenschaft — dem gebildeten Publikum zugänglich macht.

Hinsichtlich der Degtaler Centralkette, über die eine ziemlich reiche botanische Literatur vorliegt und wo von neueren Botanikern, Stotter und Ritter

v. Heusler, von Geographen namentlich v. Sonnklar dem Verfasser vorangegangen sind, beschränkt er sich (S. 251 bis 278) auf die Resultate seiner eigenen Untersuchungen über die Pflanzenformationen als solche. Von der Pflanzenbekleidung der Schuttkegel, in welcher sich nicht nur der stoffliche Unterschied des Gesteins sondern auch ein auffallender Gegensatz der physikalischen Zustände gegenüber den Kalkalpen ausspricht¹, geleitet uns der Verfasser durch die unteren Waldformationen durch die verwüsteten Urnenwälder, deren Stelle das Geestrüpp der Alpenrosen und das Gehölz der Birken und Grünerlen einnehmen, und durch die (der norddeutschen Niederung entsprechende) allenthalben siegreiche Formation des Besenhaiderichs zu den obersten Regionen, deren erste und zweite durch die Azaleenformation, die Torfbildung von Gurgl, durch das Polytrichum septentrionale des Gletscherglammes und die Wermuther Seggentrasen der Gipfelgehänge charakterisiert sind. Er führt uns die schroffen, vereinzelt aus dem Gletschereis emporstarrenden Felsmassen hinan und zeigt uns die Pflänzchen der dritten und letzten Hochalpenregion, dann geht es im raschen Schritt südwärts hinab zu den Kastanienhainen und den Weingärtchen des Bintshgaues.

Wir sind über den interessantesten Centralstock unserer österreichischen Alpenkette an der Hand des Pflanzengeographen der geologischen Forschung vorangeeilt. Unser gelehrter Führer hat der Lücke bisher wenig geachtet, welche in der geologischen Literatur die salzburgische Centralkette von den Stöcken der Ostschweiz trennt. Für den Botaniker hat die Beschaffenheit des Alpengneises, die wechselvolle Natur der Schieferhülle desselben vorerst keine sonderliche Bedeutung, am allerwenigsten beim Studium jener Pflanzenformationen, die nur auf einer greifbaren Humusschicht gedeihen. Der Geologe aber muß wünschen, daß diese Lücke recht bald durch Untersuchungen ausgefüllt werde, die sich den Studien Kerner's würdig anreihen mögen. Dann mag vielleicht der scharfsinnige Pflanzenforscher in der frühesten Formation (in den Flechten und Moosen) unter gleichen physikalischen Umständen gewisse Unterschiede zwischen den Kalk-Glimmergesteinen der Schieferhülle und dem Centralgneis herausfinden und überhaupt jene Revisionen seiner Beobachtungen anstellen, welche eine genaue geologische Untersuchung der Gebirgsmasse voraussehen.

Um Schlüsse angelangt, müssen wir noch der Terminologie gedenken, die der Verfasser gebraucht und in der Einleitung (S. 6 bis 12) erörtert hat.

Sie mußte zum größten Theil neu geschaffen werden, weil in der Pflanzengeographie, namentlich auf dem noch so wenig kultivirten Feld der Pflanzenformationslehre, das Bedürfniß nach einer präzisen (deutschen) Kunstsprache nicht bestand.

War das Lob, welches Referent der Sprache dieses Buches an vielen Stellen gezollt hat, nicht durch die Freude allzusehr gehoben, welche er beim Studium desselben über den Reichthum an Thatsachen empfand und über deren treffliche Anordnung, über den hohen Werth des Buches für die Bodenkunde von Österreich und für die Naturforschung im Allgemeinen, so muß diese neue Terminologie ihrem

¹ Der Verfasser hat seine, jüngst in einer gelehrt. Gesellschaft veröffentlichten Ansichten darüber eine Ausarbeitung S. 309 angeendet.

Zwecke wohl völlig entsprechen. Ausdrücke wie: Gehälm, Geblätt, Gefäde u. dgl., nachgebildet den längst gebräuchlichen Worten: Gehölz, Gefräuch und Gestäude, haben nichts was ein zartes Ohr verlezen kann und dürfen wohl nicht mit den puristischen Bestrebungen einzelner Naturforscher zusammengeworfen werden, die das ehrwürdige Griechisch und das Latein nicht nur aus den Terminologien, sondern auch aus der Nomenklatur ausmerzen wollen. Zudem sind sie leicht übertragbar und dürften besonders den in die wissenschaftliche Literatur neu eintretenden Nationen gefällig sein, deren Sprachausbildung sich überhaupt noch im Kreise der Gelehrten bewegt und sehr wesentlich von der Eristenz einzelner, für ihre Nationalität begeisterter Fachmänner abhängt.

Die Ausstattung des Werkes ist eine sehr gesällige; Satz und Punktirung sind im Haupttext so wie in den Zusätzen und im Register vortrefflich.

So wünschen wir denn diesem schönen Buche Glück zur Reise durch ganz Österreich und weit über dessen Grenzen hinaus, — eine freundliche Aufnahme unter jedem Dache wo Sinn für Naturkunde wohnt.

Karl F. Peters.

Die Feste und Herrschaft Neuburg am Rhein,
der Herzoge von Habsburg-Oesterreich erste Erwerbung in Vorarlberg, am
8. April 1363.

(Zur fünfhundertjährigen Erinnerung.)

Am rechten Ufer des Rheins oberhalb Götzis steht auf einem lachenden, rebenbepflanzten Hügel, der in wasserreicher Ebene sich erhebt, auf einem westlich steil absallenden Felsen, 1536 Fuß über der Meeressfläche die Ruine Neuburg, welche dem sie umgebenden, kaum $\frac{1}{4}$ Quadratmeile großen Gebiete den Namen gegeben hat. Dessen Umfang zeigt genau die im Jahre 1783 herausgegebene Spezialkarte Vorarlbergs von Blasius Hueber, Peter Anich's Neffen und Schüler, von der noch Abdrücke in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei vorhanden sind. Diese kleine Herrschaft, welche einen der vierundzwanzig Stände der früheren (bis 1806) Eintheilung des Landes bildete, hat nur eine Pfarre zu Koblenz, deren Patron in älterer Zeit das Chorherrenkloster Kreuzlingen im Thurgau gewesen ist.

Um dem Leser ganz klar zu werden, wollen wir über die ältere dunkle Zeit etwas weiter ausholen und zugleich eine geschichtliche Übersicht in chronologischer Folge darlegen.

Unseres Wissens wird die Feste Neuburg zum ersten Male im Jahre 1166 genannt, als der Pfalzgraf Hugo II. von Tübingen von den Welfen hieher in Gewahrsam gebracht wurde.

Rudolf, der letzte Graf von Bregenz († um 1150), war mit der Welfin Wulphilde, einer der Schwestern Heinrichs des Stolzen und Welfs VI., Herzogs von Spoleto sc., vermählt und deren Tochter Elisabeth brachte ihr großes, väter-